

wie des Mittelalters und der Neuzeit, wenngleich sie Licht und Schatten nicht gleichmäßig, sondern entsprechend der geschichtlichen Wirklichkeit verteilen. Der hl. Ignatius von Loyola empfiehlt gleichmäßig, unter verschieden sich ergänzenden Gesichtspunkten, das Studium der heiligen Väter und der Scholastiker. Der große Geschichtsforscher Heinrich Denifle O.P. und nach ihm andere Gelehrte haben erwiesen, wie der Intellektualismus der Schule und die Mystik der Beschauung sich einheitlich zusammenschlossen. Nur in einem Wesen, im Gottmenschen, zeigen uns die Evangelien, war der Reichtum der Erkenntnis und des Herzens, die Beweglichkeit, Flüssigkeit, Lebendigkeit beider Inhaltsreihen so ausgeglichen, daß ein besinnliches, frommes Betrachten dieser Phänomenologie stets auf neue Seiten stößt und zugleich von stets neuem Beglücktsein dieser Harmonie ergriffen wird.

»Madame Curie«

Von Dr. Andreas Penk

Madame Marie Curie gilt als die berühmteste gelehrte Frau der Welt. Sie starb vor vier Jahren. – In einem umfangreichen Buche hat ihre Tochter Eve das Leben dieser großen Forscherin beschrieben. Es ist ein Buch von Erfolg geworden. Allein die deutsche Übersetzung hat in kurzer Zeit bisher 32 Auflagen erlebt¹. Das hat seinen Grund nicht allein in der Berühmtheit von Madame Curie. Auch die Darstellung ist überragend. Entscheidend aber für den Erfolg dieses Buches ist Leben, Werk und Charakter der einzigartigen Frau selbst, die den Leser zu immer größerer Anteilnahme zwingen und nachhaltigsten Eindruck vermitteln.

Wer war denn Madame Curie?

Seit sie in Mitarbeit mit ihrem Manne, ebenfalls einem genialen Gelehrten, vor genau 40 Jahren, im Jahre 1898, zu Paris das geheimnisvollste und für die Folge das bedeutungsvollste aller Elemente, das Radium, entdeckte, ist ihr Name in aller Munde.

Schon eine Frau, die berufsmäßig Physik treibt, ist merkwürdig. Physik ist, wie Mathematik, etwas, was Frauen im allgemeinen »nicht liegt«. Diese Wissenschaft ist trocken, herb verstandesmäßig. Fraueneigenart kann sich da nicht sehr entfalten. Für künstlerisches Empfinden und warmherzige Intuition ist in der wissenschaftlichen Physik nicht viel Platz. Es bedurfte auch nicht warmgeistiger Einfühlung in vollblütige Lebenszusammenhänge und instinktfischerer Ganzheitsauffassungen von feilischen oder doch mindestens von biologischen Dingen, als es sich darum handelte, das Radium zu entdecken. Das war eine nüchterne, jahrelange Laboratoriumsarbeit, äußerlich angeregt durch die Absicht, das Dokorexamen zu machen, dann befeuert durch den Zauber des zu entschleiern=

¹ Eve Curie, Das Leben der großen Forscherin Madame Curie. Deutsch von M. Giustiniani. 23.–32. Aufl. 8° (464 S. u. 7 Tafeln). Wien 1398, Bermann-Fischer. Geb. M 8.40. (Unsere Zitate nach der 22. Auflage.)

den Geheimnisses und beschwingt durch die wachsenden Erfolge. Es war dieses Werk auch belastet mit jener mühseligen Kleinarbeit ständigen Messens, immer wiederholten Ablebens am Geräte, fast kleinlichen Zahlenhäufens, des Tabellen=schreibens, des Mittelnehmens, der Fehlerberechnungen. Diese Tätigkeit wechselte ab mit umständlichen, schwierigen, langwierigen chemischen Analysen, die grobenteils, was in diesem Falle einzigartig war, den größten Schaufel=, Kisten= und Eimerarbeiten von Schwerarbeitern glichen, weil der böhmische Mineraleck zentnerweise verarbeitet werden mußte, bis schließlich wenige Tausendstel Gramm Radium abgeschieden werden konnten. Immer aber mündet alle »Erdarbeit« und alle feinere chemische Analysentätigkeit wieder ein in die werktägliche, messende Beobachtung. Aus solcherlei Tun ergaben sich die nüchternen Tatsachen= und Zahlenunterlagen, woran sich dann die Phantasie einer Genialität bis zur großen Entdeckung, aber eben einer physikalischen Genialität, entzündete. Eine Frau, die sich einer solchen Tätigkeit hingab, muß besonderer Art sein!

Welches sind die wissenschaftlichen Erfolge?

Auf dem Wege zum Radium hatte Madame Curie schon ein Element entdeckt, das sie nach ihrem polnischen Heimatlande Polonium nannte. Es hatte schon die Eigenschaft, die sich beim Radium aber noch in ganz anderer Stärke kundtat. Diese »radioaktiven Elemente« – man fand dann noch einige weitere – verursachten eine der größten Ummwälzungen in der Physik und Chemie überhaupt. Madame Curie ist die Entdeckerin der sogenannten Radioaktivität, jener Eigenschaft einiger Elemente, Tag und Nacht, ja Jahrtausend um Jahrtausend kräftigste, elektrische, zum Teil auch sichtbare Strahlen auszusenden. Immerfort, und zwar »von selbst« leuchtend zu sein. Eine ungeheure Energiequelle darzustellen, die nicht zu erlöschen schien. Es handelte sich um Tatsachen, die berufen waren, die ganze bisherige Physik und Chemie in den Grundfesten zu erschüttern: entweder jenes Fundament aller Physik, das Julius Robert Mayer im Energie=erhaltungsgesetz gelegt hatte und das unübertrefflich gefestigt war – oder aber jenes Fundament aller Chemie, das von Lavoisier und Dalton her als Massen= und Atomerhaltungsgesetz die ganze bisherige Chemie überhaupt erst ermöglicht hatte.

Pierre Curie, der wissenschaftliche Mitarbeiter seiner Frau, glaubte zuerst, beide Fundamente retten zu können. Er war der Meinung: es sind bisher unbekannte Strahlen irgendwie im Weltenraum vorhanden, die von gewissen Elementen aufgegriffen und in radioaktive Strahlen umgewandelt werden. Doch die richtige Deutung gab der Engländer Ernst Rutherford, der erstmals den revolutionären Gedanken aussprach, daß das Fundament der bisherigen Chemie unhaltbar geworden sei, nämlich die Annahme, daß es Atome, d. h. kleinste, nicht mehr teilbare Körperchen gäbe. Rutherford erklärte, daß die radioaktiven Strahlen wirklich aus dem Innern der Atome selbst kämen, die aber dann natürlich einer Veränderung unterworfen sein müßten, dem »Zerfall«. Das Atom im alten Sinne als »unteilbares, kleines Teilchen« hatte also zu existieren

aufgehört. Man trat nunmehr in das Atom hinein und eröffnete den Teil der Naturwissenschaft, der sie heute völlig beherrscht, die »Atomtheorie«. Durch die Entdeckung von Madame Curie, allerdings wiederum angeregt durch die Entdeckung der Röntgenstrahlen, folgte nun Entdeckung auf Entdeckung, so daß Rutherford das Wort prägen konnte, es habe das Heldenzeitalter von Physik und Chemie begonnen.

Zu dieser rein wissenschaftlichen Bedeutung gefellt sich aber noch eine praktisch-medizinische. Es ist bekannt, wie besonders die Krebskrankheiten Heilung durch radioaktive Bestrahlung finden.

Diese Entdeckungen von Madame Curie fanden nun auch öffentliche Anerkennungen, wie sie bisher kaum einer gelehrten Persönlichkeit zuteil geworden sind. Bei Madame Curie haben wir die einmalige Tatsache zu verzeichnen, daß derselben Person zweimal ein Nobelpreis verliehen worden ist. Im Jahre 1903 erhalten Pierre und Marie Curie den Nobelpreis für Physik, im Jahre 1911 erhält Marie Curie auch den Nobelpreis für Chemie. Durch einen Verkehrsunfall war Pierre Curie im Jahre 1906 plötzlich zu Tode gekommen, und so war eine entsetzliche Lücke in das Lebenswerk dieses Forscherehepaares gerissen. Madame Curie erhielt die Professur ihres Mannes an der Pariser Universität (Sorbonne) und übernahm auf eigene Faust die Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit. Sie war »die berühmte Witwe« und wurde mit Ehren aller Welt überschüttet, die hier nicht aufgezählt werden sollen.

Aber es sei doch noch folgende Einmaligkeit hinzugefügt: Das berühmte Ehepaar hat eine Tochter Irene, die wie ihre Eltern sich der wissenschaftlichen Physik gewidmet hat und sich 1926 mit Frédéric Joliot, wie Eve in ihrem Buche schreibt, »dem glänzendsten und ideenreichsten Mitarbeiter des Radiuminstitutes«, der von Madame Curie gegründeten Forscherstätte, verheiratet. Auch dieses Ehepaar hat den Nobelpreis für Physik erhalten, und zwar im Jahre 1934 für die Entdeckung der »künstlichen Radioaktivität«.

Das Buch, das die zweite Tochter Eve Curie als Lebensbeschreibung ihrer Mutter herausgegeben hat, ist ein hohes Lied auf großes Frauentum und bewunderungswerte Menschlichkeit. An Madame Curie werden die edelsten Züge offenkundig, deren Menschen fähig sind.

Der äußere Entwicklungsgang ist nicht sehr dramatisch. Als Gymnasiastin in Warschau erlebt sie die Härten der Unterdrückung des Vaterlandes, gleichzeitig in der Familie Sorge um eine kranke Mutter. Hieraus ergeben sich große wirtschaftliche und seelische Schwierigkeiten, die sie in ihrer Art überwindet. Sie verzichtet nicht nur zuerst zu Gunsten ihrer älteren Schwester auf ein eigenes Studium, sondern entschließt sich, der Schwester die Mittel für das Studium der Medizin in Paris dadurch zu verschaffen, daß sie eine Stelle als Erzieherin annimmt. Erst später soll dann die Schwester ihr wieder bei einem Universitätsstudium unter die Arme greifen. Als sie nach Jahren selber zum Studium nach Paris zieht, muß sie sich mit den allerbescheidensten Geldmitteln durchschlagen. Sie tut's unter Verzicht nicht nur auf jedweden Luxus, sondern sogar auf eigent-

liche Lebensnotwendigkeiten; sie hungert und friert, arbeitet aber ununterbrochen. Im Laboratorium lernt sie der ähnlich veranlagte, stille Gelehrte Pierre Curie kennen, achten und schließlich lieben. Sie gibt ihm aber erst nach langen, ernsten Überlegungen ihr Jawort. Die Entdeckung des Radiums ist die Frucht ihrer Doktorarbeit, die ihr unter der Hand aber weit über den engeren Zweck hinausgewachsen war. Sie arbeiten in einem Hinterhofraum, der nicht mal ordentlich geheizt werden konnte. Marie Curie ist dazu, soweit es möglich sein konnte, die liebende Frau im Hause und wird sorgende Mutter zweier Töchter, sie bleibt aber die kongeniale Mitarbeiterin ihres Mannes. Ja, es war schließlich nur ihre Zähigkeit, die zu dem großen wissenschaftlichen Ziele führte. Da trifft sie, neununddreißigjährig, der schwerste Schlag, der tödliche Unfall ihres Mannes.

Als sie weltberühmt geworden ist, unterliegt sie dem Ruhm, dieser gefährlichsten aller menschlichen Versuchungen, nicht. Sie liebt ihre Arbeit und die ihr nahestehenden Personen und spendet in diesem Umkreis viel liebende Güte. Sie hatte früher schon mit ihrem Manne auf die gewinnbringende Ausbeutung ihrer Entdeckung verzichtet, und dies zu einer Zeit, wo sie darunter litten, daß sie mit knappsten Mitteln ihr Dasein fristen mußten. Beide waren, um leben zu können, mit aufreibendem Unterricht beschäftigt, sie lehnten aber das Kreuz der Ehrenlegion ab. Pierre zuerst schon 1902, Marie später dann noch zweimal in den Jahren 1910 und 1920. Es kam ihnen nicht auf Ehrungen, sondern stets nur auf die Arbeit an. Pierre Curie und Marie Curie unterliegen je einmal in der Wahl als Mitglied der Französischen Akademie der Wissenschaften, jener einzigartigen berühmten Gesellschaft der 40 sogenannten »Unsterblichen«, der anzugehören zu den erstrebenswertesten Ehrungen aller Franzosen gehört. Sie lehnten die nach ihrer Ansicht leeren Formalitäten, wie z. B. das Besuchemachen bei den übrigen Akademiemitgliedern, ab.

Im Kriege richtete Madame Curie 20 fahrbare Röntgenstationen ein und fährt persönlich und oft abenteuerlich von Lazarett zu Lazarett. Weiter schuf sie noch 200 feste Röntgenstationen, in denen über eine Million Verwundeter behandelt worden sind. Dann bildete sie Krankenschwestern am Radiuminstitut aus, um dessen Einrichtung sie sich bemühte. Aufgefordert, ein Buch über »Röntgenologie und Krieg« zu schreiben, rühmt sie darin die Wohltaten der wissenschaftlichen Entdeckungen, die ewige Würde des Forschens und seinen menschlichen Wert.

Immer schöner entfaltet sich die Größe, die Klugheit, die Liebe dieser Frau. Sie wird zu Reisen nach Nord- und Südamerika veranlaßt, wo sie bisher nicht gekannten Ehrungen ausgesetzt ist. Die Tochter Eve schreibt: »Es ist nicht allein die scheue Gelehrte, der die Amerikaner zujubeln, darüber hinaus bezeugen sie ihre Ehrfurcht einer Haltung dem Leben gegenüber, die sie ergreift: der Abgekehrtheit vom Materiellen, der Hingabe an eine geistige Leidenschaft, der Inbrunst des Dienens.« Mit rührender Sorge und Anteilnahme gibt sie sich ihren beiden Töchtern hin, denen sie mütterliche Freundin ist. Diese nehmen

zum Teil die Pflichten des Berühmtheits auf sich, weil sie der Mutter schwer fallen. Eve sagt von ihrer Mutter: »Keiner blieb wie sie im Brausen des Ruhms einsam.«

Sie stirbt, geliebt von allen, 1934 an den Folgen der neuen Krankheit, die durch die Strahlen ihrer eigenen Entdeckung verursacht wurden, im Alter von 67 Jahren.

Es entspricht aber den Zielsetzungen dieser Zeitschrift, wenn wir das Leben dieser berühmten Frau noch unter einem andern Gesichtspunkt betrachten.

Uns Christen nämlich greift dieses Leben um so packender ans Herz, als aus der Lebensbeschreibung hervorgeht, daß Madame Curie zwar aus einem katholischen Hause stammt, aber völlig unreligiös geworden und bis zum Ende geblieben ist. Sehr viel Aufhebens wird davon in der Biographie der Tochter nicht gemacht. Aber es fallen doch entscheidende Schlaglichter auf ihr Verhältnis zu Christentum und zu Religion überhaupt. Man hat im Hause Curie keinen Haß gegen Christen, man hat aber großen Abstand von der Welt des Übernatürlichen, Religiösen und Kirchlichen. Es läßt sich verfolgen, welchen Weg die Entdeckerin des Radiums in religiöser Beziehung gemacht hat. Wir wollen ihn an Hand des Buches der Tochter verstehend nachzugehen versuchen, bis man es begreifen kann, wenn von Madame Curies Hochzeit geschrieben steht, daß sie sich in jeder Einzelheit von allen andern Hochzeiten unterschieden habe: »Kein weißes Brautkleid, kein goldener Ehering, kein ‚Hochzeitsmahl‘. Auch keine religiöse Zeremonie: Pierre ist Freidenker, und auch Marie besucht seit langem keine Kirche mehr. Auch kein Notar, da doch die Brautleute nichts auf der Welt besitzen als zwei strahlend neue Fahrräder, die ihnen ein Verwandter geschenkt hat und mit denen sie in den Ferien Touren machen werden« (152). Weiter: »Sie hat ihre Töchter nicht taufen lassen und sie nicht religiös erzogen. Sie fühlt sich unfähig, sie Dogmen zu lehren, an die sie nicht mehr glaubt: vor allem fürchtet sie für sie die Erschütterung, die sie selbst erlebt hatte, als sie den Glauben verlor. Das hatte mit antiklerikalem Sektierertum nichts zu schaffen. Marie ist die Toleranz in Person und wird nicht müde, ihren Kindern zu versichern, daß sie ihnen vollkommen freie Hand lasse, wenn sie sich später einer Religion zuwenden wollten« (321).

Marya Skłodowska, wie sie als Mädchen hieß – in der Familie nannte man sie Mania –, war die Tochter eines Warschauer Gymnasialprofessors der Physik, entstammte also einer gebildeten polnischen katholischen Familie. Auch die Mutter hatte eine vorzügliche Erziehung gehabt, war Leiterin einer Schule, als der Vater Skłodowski um ihre Hand anhielt. Von solchen Eltern am 7. November 1867 geboren, wächst Mania als jüngste von vier Geschwistern heran.

Die religiöse Erziehung in Polen aber litt damals unter einer der größten Geißeln, die religiöser Erziehung teilhaftig werden können: der fremdländischen Unterdrückung. Polen stand unter der russischen Knute. Hundert Jahre vorher war Polen aufgeteilt worden. Die Polen haben sich gegen ihre Unter-

drücker erhoben mit dem Erfolg, daß die Fesseln nur um so fester geschnitten wurden. Nach dem Scheitern des Aufstandes von 1831 hatte der russische Zar strenge Vergeltungsmaßregeln diktiert: Masseneinkerkerung, Deportierung, Güterbeschlagnahmung. 1863 erfolgte ein abermaliger Versuch, und es kam eine abermalige Katastrophe. An fünf Galgen auf den Warschauer Festungswällen baumelten die Körper der Insurgentenführer. »Seit dieser Tragödie wird alles ans Werk gesetzt, um Polen, das sich zu sterben weigert, in die Knie zu zwingen. Während die Züge der gefesselten Rebellen den Schneefeldern Sibiriens zustrebten, ergießt sich ein Strom von ‚Russifikatoren‘ – Polizisten, Lehrern, Beamten – über das Land. Ihre Aufgabe? Überwachung der Polen, Verfolgung ihrer Religion, Verbote von Zeitungen und verdächtigen Büchern, schrittweise Unterdrückung ihrer Nationalsprache... Kurz, der seelische Tod eines Volkes« (28). Nach längeren Jahren spielt der Kampf in andere Formen über: »Nun sind es Intellektuelle, Künstler, Priester, Lehrer – jene, von denen der Geist der kommenden Generation abhängt. Ihr Mut besteht darin, sich zur Heuchelei zu zwingen, lieber jede Demütigung zu ertragen, als ihre Stellungen zu verlieren, in denen der Zar sie noch beläßt und in denen sie heimlich die Jugend formen, ihre Landsleute führen können« (28). Und wir lesen: »Im Jahre 1872 ist es ein schweres Schicksal, Pole russischer Staatsangehörigkeit zu sein und der feurigen ‚Intelligencia‘ zuzuzählen, deren Nerven auf das äußerste gespannt sind, in deren Reihen der Aufruhr glimmt, und die noch schmerzhafter als alle andern Gesellschaftsklassen unter der Unterdrückung leidet« (27). Und so kommt es, daß sich auch Vater Sklodowski im tiefsten Innern ganz und gar nicht versteht und verstehen kann mit seinem russischen Direktor Iwanow, der die Lehrer schikaniert, sie bespöttelt und auspioniert.

In dieser vergifteten Atmosphäre lesen wir nun in Eve Curies Biographie ihrer Mutter eine bezeichnende Szene. Als junge Backfische schlüpfen Mania und ihre Schwester Zofia in das Arbeitszimmer des Vaters, um ihm zu erzählen: »Erinnerst du dich an die Messe, die die Schüler der zweiten Klasse vorige Woche in der Kirche zelebrieren ließen, damit ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehe? Sie hatten eine Sammlung in der Klasse veranstaltet, um die Kosten zu decken, und wollten um keinen Preis dem Pfarrer sagen, um was für einen außergewöhnlichen Wunsch es sich handle. Nun, gestern hat mir der kleine Baczynski alles gestanden: die Knaben hatten erfahren, daß Iwanows Tochter an Typhus erkrankt sei, und in ihrem Haß gegen den Direktor haben sie eine Messe lesen lassen, damit sie sterbe! ... Wenn der arme Pfarrer das wüßte, wäre er verzweifelt, ohne sein Wissen eine solche Verantwortung auf sich geladen zu haben!« (30.)

War so schon bei polnischen Kindern eine groteske Urteilsverirrung im religiösen Empfinden festzustellen, so hatten doch, trotzdem die Mädchen dies ihrem Vater wohl nicht ganz ohne den Unterton einer mitempfindenden Schadenfreude in gleicher Richtung mitgeteilt haben mochten, sie immerhin noch das Gefühl, daß solches Tun nicht nur nicht in der Ordnung sei, sondern

einen Pfarrer sogar in Verzweiflung treiben könnte. Anderseits aber schien man diese Verzweiflung wieder nur dem armen Pfarrer zuschieben zu wollen, denn eine Abwehr dieser Verirrung an sich oder eine verurteilende Bemtteilung der Jungen, die zu solchem Zweck eine Messe lesen lassen können, entnimmt man diesem Berichte nicht.

Es sei aber gleich hinzugefügt, was Eve auf diesen Bericht ihrer Mutter an Großvater Sklodowski weiter schreibt. Und zwar deshalb, weil wir von hier aus einen zweiten Grund aufleuchten sehen, der Marya Sklodowskas religiöse Welt tragisch beeinflusst hat: nämlich die Haltung des Vaters. Denn – so heißt es – »Herr Sklodowski amüsiert sich über den Zwischenfall«. Ihm, dem als einem erwachsenen Manne das Erlebnis dieser Verirrung persönlich wohl keinerlei Abbruch in seiner seelischen Haltung, ganz gleich wie sie gewesen sein mag, getan haben würde, war aber der Überblick über die pädagogische Wirkung dieses »Amüsements« ganz offensichtlich verlorengegangen. Vielleicht war es für den Vater anfänglich nur die Folge allgemeiner Zeitumstände, vielleicht aber geschah es auch aus einem religiösen Ermattungsgefühl, vielleicht auch aus einer liberalen Haltung heraus, die das Katholischsein nur aus traditionellen Trägheitsgründen beibehält, vielleicht auch im Interesse der Erziehung der Kinder sogar mit voller Absicht beibehalten will. Aber es konnte doch wohl kaum anders sein, als daß dieses »Amusement« vor heranwachsenden Mädchen angesichts einer gefährlichen Verirrung für religiöse Vertiefung tödliches Gift bedeutete. Es wird dies um so klarer, wenn man sofort weiter liest: «... aber seine Frau, die frömmere ist als er, kann darüber nicht lachen. Sie beugt sich über ihre Arbeit...» (30.) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, selbst wenn nicht ein einziges Wort der Unterrichtung über diese Verirrung oder gar der Verurteilung erfolgt ist, diese stumme Geste der Mutter von positiver erzieherischer Wirkung gewesen sein muß.

Dem religiösen Abbau in der Seele des jungen Mädchens dienten noch weitere Umstände. Eines Tages betritt der russische Inspektor der Warschauer Privatschulen, der pralle Herr Homberg, das Klassenzimmer, in Uniform, mit kurzgeschorenem Haar, verfettetem Gesicht und durchdringenden Augen: »Die fünfundzwanzig Kindergeichter, die plötzlich um Jahre gealtert erscheinen, haben einen verschlossenen Ausdruck, hinter dem sich Angst und Haß verbergen.

Herr Homberg hat sich schwerfällig gesetzt.

„Rufen Sie, bitte, eines der jungen Mädchen.“

Marya Sklodowska wendet unwillkürlich das verzerrte Gesichtchen zum Fenster. Ein stummes Flehen steigt in ihr auf: „Lieber Gott, nur nicht ich! Nur nicht ich! Nur nicht ich! ...“

Sie weiß es aber ganz genau, daß sie es sein wird. Sie weiß, daß sie immer an die Reihe kommt, wenn der Inspektor der Regierung prüft, weil sie am meisten weiß und das Russische vollkommen beherrscht. ...

Als sie gerufen wird, steht sie auf. Ihr ist heiß und kalt. Ein unerträgliches Gefühl von Scham schnürt ihr den Hals zusammen.

„Sag dein Gebet auf“, wirft Homberg ein, aus seinem Gesicht spricht Gleichgültigkeit und Langerweile.

Mit tonloser Stimme spricht Mania fehlerfrei das Vaterunser. Eine der raffiniertesten Demütigungen, die sich das zaristische Regime ausgedacht hat, ist für die polnischen Kinder der Zwang, ihre katholischen Gebete russisch aufzusagen. Unter dem Vorwand, ihren Glauben zu achten, profaniert man, was ihnen heilig ist.

Wieder Schweigen.

„Wie heißen die Zaren, die seit Katharina II. das Heilige Rußland regiert haben?“ ...

Manias Verwirrung, die Anstrengung, die es sie kostet, ihre Gefühle der Auflehnung zu verbergen, entgehen dem Mann, es kann auch sein, daß er sie geflissentlich übersieht.

„Welches ist der Titel des Zaren in der Rangfolge der Würdenträger?“

„Wieliczestwo.“

„Und wie lautet mein Titel?“

„Wyfokorodie.“

Der Inspektor gefällt sich in diesen hierarchischen Einzelheiten, die seiner Meinung nach wichtiger sind als Orthographie und Mathematik. Aus reinem Vergnügen fragt er weiter. „Wer ist unser Herrscher?“

Da die Antwort nicht schnell genug erfolgt, wiederholt Homberg die Frage gereizt und ein wenig lauter.

„Seine Majestät Alexander II., Zar aller Rußen“, sagt Mania mühsam; ihr Gesicht ist fahl.

Nun ist Schluß. Der Inspektor steht auf und begibt sich nach knappem Gruß in den Nebensaal, gefolgt von der Vorsteherin.

Da hebt Tupcia den Kopf.

„Komm her, liebes Seelchen...“

Mania verläßt ihren Platz und nähert sich der Lehrerin, die sie wortlos auf die Stirn küßt. Und inmitten des Schulzimmers, das wieder zum Leben zurückkehrt, bricht die kleine Polin, die am Ende ihrer Nervenkräfte angelangt ist, in Tränen aus« (36/38).

Marya Skłodowska kann ein andermal mit einer pedantischen russischen Lehrerin aus ähnlichen Gründen nicht zu einem irgendwie tragbaren Verhältnis gelangen. Und es kommt zu einem ärgsten Gewitter, als diese Lehrerin Marya mit ihrer Schwester überrascht, wie sie einen Freudentanz bei der Ermordung des Zaren Alexander II. aufführen. Die Lebensbeschreibung fährt an dieser Stelle mit dem richtigen Urteil fort: »Solche Gefühlsverwilderung ist eine der traurigsten Folgeerscheinungen, die jegliche Unterdrückung in den Unterdrückten hervorruft. Mania und Kazia empfinden Regungen des Hasses, die freien Wesen immer fremd bleiben. Wohl sind sie von Natur sanft und gut geartet, doch leben sie unter einem besondern Moralgesetz, der Sklavenmoral, die Haß zu einer Tugend und Gehorsam zu einer Feigheit stempelt« (46/47).

Aus diesen Worten wird deutlich, daß das Moralempfinden von christlicher Grundhaltung in die unchristlichste Ressentimenthaltung abgebogen wird. Sei es nun, daß Nietzsches Christentumskritik, die tiefste des vorigen Jahrhunderts, sonst allgemein in Europa ihre zerstörende Wirkung getan haben mag: jedenfalls scheinen die Sklodowskas weder der Nietzscheschen Sklavenmoral noch seiner Herrenmoral verfallen zu sein, wohl aber einer allgemeinen Menschlichkeitsmoral natürlichen Ursprungs, die jedem Druck und Zwang einfach ausweicht, ohne sich dadurch formen zu lassen, die humane Freiheit verkündigt, weil so die natürliche Gutheit am Besten zur Entfaltung kommen könne. Das geht nämlich auch aus vielen andern Stellen des Buches mit Deutlichkeit hervor. Die Sklodowskas sind aufgeschlossen genug, nicht einer Ressentimentreligion zu verfallen. Sie sehen ein, daß es ursprüngliche, aus dem tiefsten Wesen des Menschen selbst herausbrechende Ströme für geistig=feelische Bildung sein müssen, wenn sie dauerhaft wahr genannt werden sollen. Es ist ihnen aber verschlossen geblieben, daß das Wesen des Christentums gerade eben dieses positiv Ursprüngliche zur Voraussetzung hat, und daß eine Religiosität der Flucht, eine Weltanschauung des »Gegen«, nicht die Bereitschaftsgrundlagen für Empfänglichkeit und Aufbau einer sicheren religiösen Weltanschauung abgeben kann. Jedenfalls hat man im Hause Sklodowski auch die katholische Religion in die Kategorie von Abwehrhaltungen hineingezählt, wie aus der Bemerkung hervorgeht: »... denn auch die Religion, der katholische Glaube, ist Zuflucht und Rückhalt gegen den orthodoxen Unterdrücker« (57). Es scheint, daß katholische Religiosität in Polen so empfunden worden ist. Solche Umstände bedeuten natürlich eine Gefahr. Es wächst dann leicht das Gefühl der Auflehnung gegen die Fremdherrschaft mit einem religiösen Gefühl zu einer Einheit zusammen, die aber diffoniert. Die Religiosität wird so verschieft.

Das politische Treiben im Sinne parteilichen Kampfes, wie es Männern in erster Linie eigen ist, hat dagegen in Madame Curie nie Raum gewonnen. Immer im Sinne der dargelegten menschlich=zarten Empfindungen entwickelte sie ihre Vaterlandsliebe. Politische Gespräche führt sie ohne Schärfe. Marie Curie ist, wie die Tochter schreibt, »zwischen dem Kampf gegen die fremden Unterdrücker und der friedlichen Hingabe an soziale Ideen aufgewachsen« (160).

Auf die Stellung der Eltern zu religiösen Dingen müssen wir noch näher eingehen, weil sie, besonders die des Vaters, von entscheidendem Einfluß auf die religiöse Entwicklung der späteren Madame Curie gewesen sein muß.

Wir finden in der Biographie auch die Mitteilung, daß der Vater »lau in seinem Glauben, uneingestanden ein Freidenker« gewesen sei (57). Von hier aus wird das obige »Amusement« über jene Messe verständlich. Und die Kinder haben offenbar den Vater durchschaut, selbst wenn er äußerlich aus Traditionsgründen eine gewisse Religionsform im überkommenen kirchlichen Leben innegehalten haben mag. Besonders begabte Kinder werden niemals über das wirkliche Innenleben eines Elternteils getäuscht werden können. Sie werden nur um so leichter in innere Erschütterungen und Enttäuschungen hinein=

getrieben werden. Wahrscheinlich ist der ungläubige Seelenzustand des Vaters nie in eine bewußte Beeinflussung seiner Kinder übergegangen: um so nachhaltiger aber kann die zerstörende pädagogische Wirkung sein. Wahrscheinlich hat auch der Vater »aus Überlieferung und Anstand« noch die Kirche besucht, wie es auch die Tochter Marya noch längere Jahre getan hatte: »Der religiöse Traum bedeutet Mania nicht mehr viel. Aus Überlieferung und Anstand besucht sie noch die Kirche. Aber ihr Glaube, der durch den Tod der sehr frommen Mutter die erste Erschütterung erfahren hatte, hat sich allmählich verflüchtigt. Seit sechs oder sieben Jahren lebt sie ganz unter dem Einfluß des Vaters. Und von der Frömmigkeit ihrer Kindheit ist nichts zurückgeblieben als ein unbestimmtes Streben, eine unklare Sehnsucht, etwas sehr Hohes, sehr Großes anzubeten« (57).

Marya Sklodowska hat nun neben einem Vater, der religiös=erzieherisch verfallen mußte, das weitere Unglück gehabt, ihre Mutter früh zu verlieren. Und dies in den Jahren, wo Unglück über Unglück die Familie schüttelte: Der Vater findet eines Tages auf seinem Schreibtisch ein amtliches Schriftstück, das ihm Herabsetzung des Einkommens, Entzug der Dienstwohnung und des Inspektortitels mitteilte: die Rache des Direktors an einem Untergebenen, der nicht unterwürfig genug war. Der Vater muß Pensionäre nehmen, Privatstunden erteilen, jegliche Intimität des Familienlebens verschwindet. Er verliert aber auch 30 000 Rubel, seine gesamten Ersparnisse, weil er sich an einer abenteuerlichen Spekulation seines Schwagers beteiligt hatte. Der Typhus bricht in die Familie ein. Die eine von den beiden schwer erkrankten Schwestern, Zofia, fällt ihm zum Opfer. Und zu allem die Tuberkulose der Mutter, die Jahre schleicht und Marya die gräßlichsten Seelenqualen bereitet. Das Mädchen wird mit diesen Schicksalschlägen nicht mehr fertig. Sie kämpft um das Verstehen oder um das Entrinnen. Keiner führt sie. Der religiöse Zweifel bleibt führerlos. Wir lesen die bezeichnenden Sätze:

»Sie vergißt ihre Bedrängnisse: die Angst vor dem Unterdrücker, die religiösen Zweifel, das Entsetzen angesichts von Krankheit und Tod. Sie hat das instinktive Bedürfnis, der bedrückenden Atmosphäre zu entrinnen.

Flüchtige Atempausen. Sobald sie zu sich kommt, ist alles wieder da – vor allem die ständige Sorge um die Mutter. Die Kranke ist nur mehr ein Schatten, von der einstigen Schönheit ist nichts mehr zu sehen. Und trotz der Trostesworte, mit denen man Mania zu beruhigen trachtet, fühlt sie, daß weder ihre große Liebe noch die Inbrunst ihres Gebetes imstande sein werden, das Furchtbare, das herannahet, abzuwehren. –

Nun ist es vorbei. Die Mutter ist mit derselben adeligen Gelassenheit dahingegangen, mit der sie das schwere Leben ertragen hat.

So lernt Mania die Härten des Daseins frühzeitig kennen. Der mütterlichen Zärtlichkeit, des Schutzes der älteren Schwester beraubt, wächst das Kind, ohne jemals zu klagen, in teilweiser Verlassenheit auf. Der Vater tut für die mutterlosen Kinder, was in seiner Macht steht, widmet ihnen jede freie Stunde; aber

er ist eben nur ein Mann, und seine rührenden und unbeholfenen Bemühungen, ihnen die Mutter zu ersetzen, sind von vornherein aussichtslos.

Mania läßt sich nichts anmerken, doch ist sie nichts weniger als resigniert. Empfindungen einer dumpfen Auflehnung erfüllen sie, wenn sie in der Kirche niederkniet, in die sie einst ihre Mutter begleitete. Sie kann sich nicht mehr mit der gleichen Liebe zu dem Gott wenden, der sie so hart angefaßt und Heiterkeit und Freude aus ihrem Leben genommen hat« (42/43).

Es kann kein Zweifel sein: Der frühe Verlust der gläubigen Mutter und die folgende einseitige Beeinflussung vonseiten des unreligiösen Vaters sind der Grund dafür gewesen, daß bei der Belastungsprobe die Schwäche des religiösen Fundamentes offenbar wurde. Denn wirkliche Not kann nicht durch kirchliche Äußerlichkeiten, sondern nur durch bis in die Tiefen von Geist und Seele gesenkte Religiosität gemeistert werden. Im Unglück hat sich Marya Skłodowska mit Gott eingelassen. Und sie, die soviel ertragen konnte, hat die »Last Gottes« nicht ertragen können, sie ist ihr erlegen.

Zu der Verschiebung religiöser Auffassungen, wie sie im unterdrückten Polen durch russische Gewalt entwickelt worden waren, und zu der religiösen Verschiedenheit der Eltern, die durch zu frühen Tod des religiösen Teils zur innern Katastrophe von Marya Skłodowska geworden war, kamen noch weitere. Als aufgeweckte Person geriet sie in die allgemeinen geistigen Strömungen ihrer Zeit. Eve Curie schildert sie mit deutlicher Kennzeichnung. Es war jene Zeit, die philosophisch als Positivismus bezeichnet wird und vorzüglich zusammenhängt mit sozialen und naturwissenschaftlichen bzw. naturphilosophischen Gedankengängen. Es war eine Denkungsart, die sich über Europa ergoß und die aus den genannten Teilströmungen einen geistigen Zusammenhang schuf, den man mit »Weltanschauung« bezeichnen könnte. Marya stand in Verbindung mit revolutionären Studentenkreisen, vielfach den stärksten Trägern jener Ideen. Sie war erfüllt von dem Streben, daß man den vielen Analphabeten ihres Volkes Aufklärung vermitteln müßte, daß man »Arbeiterkurse« ebenso einzurichten hätte, wie man eine »fliegende Universität« unterhalten sollte, in der junge Leute in Anatomie, Naturgeschichte und Soziologie unterrichtet würden. Bei all diesem war sie beteiligt. Verwirrende Betätigungen geistiger Art überfielen sie. »Wenn die Nachhilfestunden in der Stadt, der Unterricht bei den Arbeiterinnen, die Kurse der Fliegenden Universität ihr eine Stunde Muße lassen, schließt sie sich in ihrem Zimmer ein, um zu lesen und zu schreiben. Sie verschlingt Dostojewski und Gontscharow, die »Emanzipierten« von Bolesław Prus, wo sie ihr eigenes Porträt findet, die wissensdurstige junge Polin. Ihr Tagebuch enthüllt das innere Leben eines suchenden und von der Vielfalt seiner Begabungen wie verwirrten jungen Wesens. Da gibt es seitenlang Bleistiftzeichnungen zu La Fontaines Fabeln; deutsche und polnische Gedichte; ein Fragment aus Max Nordaus »Konventioneller Lüge«; drei Seiten aus Renans »Leben Jesu«: »Niemand hat wie er in seinem Leben das Interesse der Menschheit über die Eitelkeit der Welt ge-

stellt...; russische Philosophen, ein Satz von Louis Blanc, eine Seite von Brandes; wieder Zeichnungen: Blumen, Tiere, und Gedichte von Heine, von Muffet, von Sully Prudhomme, von François Coppée – von Mania in polnische Verse übertragen. Denn – welche Gegensätze! – die Emanzipierte, die aus Verachtung für jede Koketterie sich ihre schönen blonden Haare ganz kurz abgeschnitten hat, kennt geheime Seufzer und schreibt seitenlang verliebte Verse ab.... Sie läuft von Versammlungen zu Vorträgen, diskutiert, erregt sich. Wenn sie von ihren Freunden Gedichte deklamiert, sind es die von feuriger Begeisterung getragenen, beschwörenden Strophen des Dichters Aſnyk, die das Credo ihres Kreises geworden sind....» (60/61.) Und sie nennt sich selbst in der Form eines Glaubensbekenntnisses: »positivistische Idealistin«.

In dieser positivistischen Weltauffassung, die mit vaterländischen Zielen verknüpft war, hat sie zeitlebens festgehalten. Noch in ihrem Alter, 40 Jahre später, schreibt sie: »Ich bewahre eine lebhafte Erinnerung an jene freundliche Atmosphäre von geistiger und sozialer Kameradschaft. Die Möglichkeiten des Wirkens waren gering, und die erreichten Ergebnisse konnten nicht beträchtlich sein. Dennoch halte ich an dem Glauben fest, daß die Ideen, die uns damals leiteten, die einzigen sind, die zu einem wahren Fortschritt führen können. Wir dürfen nicht hoffen, eine bessere Welt zu erbauen, ehe nicht die Individuen besser werden...« (58/59).

Aber schon zu der Zeit, wo sie diesen neuen Idealen sich zugewandt hatte, hält sie aus Gewohnheit und Brauch noch an kirchlichen Formen fest. Ironisch schreibt sie darüber in einem Briefe: »Wenn Du sehen könntest, wie tadellos ich mich aufführe. Sonntag und Feiertag gehe ich regelmäßig in die Kirche, ohne mich jemals auf Kopfweg oder Grippe auszureden, um zu Hause zu bleiben....« Ihre Tochter Eve fügt hinzu, daß sie aber auf die Dauer dieses konventionelle Leben nicht auf sich genommen habe, dazu sei sie viel zu unternehmend und originell gewesen (72/73). Das ist ein wesentlicher Zug dieser genialen Frau: sie durchschaut Halbheit und Hohlheit, wo sie anzutreffen ist. Sie urteilt auch richtig, sicher über die Rechtsanwaltsfamilie, in der sie eine Zeit lang Gouvernante spielt: »Es ist eines jener reichen Häuser, wo man vor Gästen französisch spricht – ein erbärmliches Französisch –, Rechnungen ein halbes Jahr nicht bezahlt, aber das Geld aus dem Fenster hinauswirft und dabei an dem Petroleum für die Lampen spart. Es gibt fünf Dienstboten, man posiert auf Liberalismus, in Wirklichkeit aber herrscht finsterste Dummheit. In süßstem Ton wird bössartiger Klatsch getrieben – ein Klatsch, der an keinem ein gutes Haar läßt« (67).

So sind ihr schwere Enttäuschungen an wahrscheinlich in allem Außern, auch Religiös-Kirchlichem, korrekten Menschen nicht erspart geblieben. Sie wird an diesen Menschen irre. Sie zieht nach Paris mit der festen Absicht, ein Leben zu führen, das ihrem Traum entspricht, »ein Leben der Vollkommenheit, wie das Leben des Mönches, das Leben des Missionars vollkommen ist. Daß

dieses Leben von klösterlicher Strenge ist, ergibt sich im übrigen von selbst ...« (108).

Und in diesem Streben nach Vollkommenheit lernt sie dann ihren Lebenspartner kennen.

Pierre Curie und seine Familie ist nun in ähnlicher Art »evangelisch« wie die Familie Sklodowski »katholisch«. Der Vater von Pierre Curie ist Arzt, intellektueller Typ, Forschernatur, freisinnig (133), von »unererschütterlichem Rationalismus« und »antiklerikal« (318), er ist »alter Voltairianer« (273). Der Vater Curie hat z. B. wenig Verständnis dafür, daß Sohn und Schwiegertochter auch ernste Theater Vorstellungen besuchen, von deren Problematik sie beeindruckt werden: »Doktor Curie empfängt sie dann mit spöttischem Lächeln ... betrachtet amüsiert ihre betrubten Gesichter und kann seine ironischen Bemerkungen nicht unterdrücken« (273). Die Familienähnlichkeit ist so groß, daß Eve Curie sie besonders hervorhebt: »Welche Ähnlichkeit, welche geheimnisvolle Übereinstimmung! Es würde genügen, einige Einzelheiten zu verändern, das Häuschen in Sceaux in eine Warschauer Straße zu transportieren, um die Familie Curie in die Familie Sklodowski zu verwandeln. Wenn man die Religion beiseite läßt (Der freidenkerische und antiklerikale Doktor Curie hat seine Söhne nicht taufen lassen), ist es die gleiche vernünftige, ehrenhafte Familienatmosphäre. Derselbe Respekt vor Kultur und Wissenschaft, daselbe innige Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, dieselbe starke Naturbeziehung« (140). Und Pierre Curie selbst wird von seiner Tochter Eve so geschildert: »In einer Zeit, in der geistige Überlegenheit und sittlicher Wert nicht immer gleichbedeutend sind, ist Pierre Curie ein fast einzig dastehendes Exemplar wahrer Menschlichkeit: er ist so edel, wie er bedeutend ist.« (130). Marie selbst schreibt einmal in einem Briefe an ihre Schwester: »... ich habe den besten Mann, den man sich nur wünschen kann; ich hätte nie gedacht, einen solchen zu finden. Es ist eine wahre Gottesgabe, und je länger wir zusammenleben, desto mehr lieben wir uns« (203). Die Marie eigenen Ideen, sogar mit der ihr eigenen Artung, finden sich auch bei Pierre Curie. Während der Vater sich heftigsten parteipolitischen Leidenschaften hingeben konnte, die der Marie so fremd waren, weil sie in »der friedlichen Hingabe an soziale Ideen aufgewachsen« war, schreibt Marie Curie von ihrem Manne: »Pierre Curie hatte wenig Lust, aktiven Anteil an der Politik zu nehmen. Er war durch Erziehung und Neigung demokratischen und sozialistischen Ideen zugetan, doch war er von keiner Parteidoktrin beherrscht. Im öffentlichen Leben war er ebenso wie im Privatleben gegen Anwendung von Gewalt« (160).

So treffen sich gleichgestimmte Seelen, beide unreligiös, beide aber von edelster Humanität.

Als Pierre Curie so plötzlich gestorben war, hält einer der größten Zeitgenossen seiner Wissenschaft, Henri Poincaré, in der Akademie der Wissenschaften seinem Freunde die Gedenkrede, in der er die hohen Eigenschaften des Verstorbenen rühmt, die sanfte Bescheidenheit, seine naive Gerad-

heit, die Feinheit seines Geistes, seine reine Liebe zur Wahrheit. Und dann fügt er den Satz hinzu, der vielleicht wie selten einer geeignet ist, die Einstellung zu veranschaulichen, die jenen Kreisen eigentümlich war: »Es ist im Grunde gleichgültig«, sagte Poincaré, »an welchen Gott man glaubt: es ist der Glaube und nicht der Gott, der Wunder schafft« (300).

Nach dem Tode von Pierre zog der Vater Curie zu seiner Schwiegertochter. Dort hat er dann die Erziehung seiner Enkel im Sinne seiner freidenkerischen Auffassung in der Hand gehabt: »Er begnügte sich nicht damit, Irene (die älteste Tochter von Pierre und Marie Curie) in die Naturgeschichte, in die Botanik einzuführen, ihr seine Begeisterung für Victor Hugo mitzuteilen, ihr während der Ferien anregende, äußerst drollige und geistprühende Briefe zu schreiben; er ist es, der ihr geistiges Leben in entscheidender Weise beeinflusst. Das seelische Gleichgewicht der jetzigen Irene Joliot-Curie, ihre Abneigung, sich Kummer und Schmerz hinzugeben, ihr den Realitäten des Lebens zugewandter Sinn, selbst ihr Antiklerikalismus und ihre politischen Sympathien hat sie unmittelbar von ihrem Großvater übernommen« (318).

Bei solcher Sachlage ist es eigentlich natürlich, daß die Areligiosität verblieben ist. Man kann sich aber auch nicht wundern, wenn die Familie Curie bei Gelegenheit in einen Gegensatz mit religiös und kirchlich fühlenden Menschen kam. Bei seiner Wahl in die Akademie der Wissenschaften im Jahre 1905 (das erste Mal, 1902, ist er unterlegen) hatte Pierre Curie eine starke Gegnerschaft, von der er in einem Briefe schreibt: »Abgesehen von einem kleinen, recht geschickt geführten Feldzug waren die Klerikalen und diejenigen gegen mich, die der Ansicht waren, ich hätte nicht genug Besuche gemacht« (279).

Und als später dann Marie Curie selbst für die Akademie kandidierte, wurde auch sie in ein »Netz von Kabalen des Neides« verstrickt, wie Eve schreibt: »Edouard Branly, ein angesehener Gelehrter und bekannter Katholik, ist ihr Gegner. Zwischen 'Curisten' und 'Branlysten', zwischen Freidenkern und Klerikalen, zwischen Vorkämpfern und Gegnern der sensationellen Neuerung, eine Frau in die Akademie aufzunehmen, bricht auf allen Gebieten der Krieg aus. Hilflos und erschrocken sieht Marie sich in einen Streit verwickelt, den sie nicht vorausgesehen hat.

Die größten Gelehrten, an ihrer Spitze Henri Poincaré, Dr. Roux und Emile Picard, kämpfen für sie. Doch die Gegenpartei verteidigt sich nachdrücklich.

„Frauen können nicht Mitglieder der Akademie werden“, ruft mit tugendhafter Entrüstung Herr Amagat aus, der acht Jahre zuvor der siegreiche Gegner Pierre Curies gewesen war. Gefällige Kundschafter versichern den Katholiken, daß Marie Jüdin ist, rufen den Freidenkern ins Gedächtnis, daß sie Katholikin ist...« (333).

Marie ist dann mit einer Stimme unterlegen und nicht in die Akademie aufgenommen worden.

Man entnimmt dem Buche der Tochter, das wir allein als Unterlage zu diesen Ausführungen benützen, nicht, ob sich diese Gegnerschaft nicht zum Teil auch aus

den Prozessen und dem, was bei diesen Anlässen durch die große breite Presse gegangen ist, gebildet hat. Da manche aus diesen Berichten Tatsachen und Urteile in Erinnerung haben dürften, so sei mitgeteilt, was die Tochter davon schreibt:

»Durch solchen Ruhm, durch solche Auszeichnungen zieht Marie nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Gehässigkeit der Zeitgenossen auf sich.

In einem plötzlichen Ausbruch von menschlicher Bosheit und Vernichtungswillen wird die vierundvierzigjährige, von einer ungeheuren Arbeitslast niedergedrückte, schutzlos dastehende Frau zum Zielpunkt eines heimtückischen Verleumdungsfeldzuges gemacht, dessen Schauplatz Paris ist.

Marie, die einen Männerberuf ausübt, hat unter Männern ihre Freunde, ihre Vertrauten gefunden, die alle - und vor allem einer unter ihnen - tiefgehend unter ihrem Einfluß stehen. Mehr bedarf es nicht! Die Gelehrte, deren würdiges, zurückhaltendes Leben von nichts als ihrer Arbeit weiß, deren Schicksal in den letzten Jahren geradezu Mitleid verdiente, wird eines Ehebruchs und der Entehrung des Namens beschuldigt, den sie mit solchem Glanze trägt.

Es steht mir nicht zu, diejenigen zu richten, die das Zeichen zum Angriff gegeben haben, noch auch von dem verzweifelten, geradezu tragischen Ungeschick zu sprechen, mit dem Marie sich oft verteidigte. . . . Genug, die Untat ist geschehen, sie hat Marie an den Rand des Selbstmords, der geistigen Verwirrung gebracht; die physisch Erschöpfte fiel in schwere Krankheit« (335/36).

In diesem Zusammenhang aber darf man auch die Stelle nicht übergehen, wo die Tochter berichtet, wie Madame Curie über Liebe urteilte: »An ruhigen Abenden geschieht es manchmal, daß Madame Curie und Eve von Liebe reden. Die Frau mit dem unverdient tragischen Schicksal stellt Leidenschaft nicht allzu hoch. Gerne macht sie sich den Ausspruch eines großen französischen Schriftstellers zu eigen: ‚Die Liebe ist kein anständiges Gefühl.‘ - ‚Ich glaube‘, schreibt sie an Eve, ‚daß wir unsere moralischen Kräfte aus einem Idealismus ziehen sollen, der, ohne uns hochmütig zu machen, uns in unsern Ansprüchen und Träumen hoch greifen läßt; und ich glaube auch, daß man sich leicht betrügt, wenn man alles höhere Lebensinteresse von einem so stürmisch bewegten Gefühl abhängig macht, wie es die Liebe ist . . .‘« (422).

Es würde aber in diesem Lebensbilde unter christlichem Aspekt etwas fehlen, wenn wir nicht auch ihren Tod betrachteten. Ja es scheint uns, daß der Tod geradezu das entscheidende, letzte Urteil über dieses Leben, seine ideelle Grundlegung, seine Sicherheit und Haltbeständigkeit für alle Belastungsproben abgibt. Was schreibt die Tochter? »Mit der ganzen Kraft des Instinkts lehnt sie den Gedanken an das Ende ab« (445).

Im ganzen Buche finden wir nicht einen einzigen Hinweis über das Jenseits. Wir wissen nicht, ob Marie Curie selbst trotz ihres »Positivismus« keinerlei Gedanken dieser Art gehabt hat oder ob nur ihre Tochter von ihnen nicht berichtet. Man kann es sich eigentlich kaum denken, daß die frühere Katholikin für die Welt der Übernatur so völlig erblindet gewesen sein soll. Es dürfte aber wohl sein, daß Madame Curie nichts darüber geäußert hat. Denn sonst hätte

die Tochter Mitteilung davon gemacht. Im Unterbewußtsein jedoch muß es lebendig geworden sein. Denn es ist sicher, daß sie einerseits zwar sich der vollen Wirklichkeit bewußt nicht gestellt hat, daß sie aber anderseits bewußt »geflohen« ist. Auch dadurch kann man anerkennen. Sie suchte vor ihrem eigenen Tode wiederum daselbe »Entrinnen«, dem sie schon in ihrer Jugend beim Tode ihrer Mutter und viel anderem Unglück sich überantwortet hatte. Für die »Last Gottes« war sie nicht stark genug. Sie hatte die Natur gezwungen, ihr das Geheimnis des Radiums zu »offenbaren«; aber sie selbst hielt der »positiven« Frage nach dem Sinn des Todes nicht stand. Sie hatte kein Fundament mehr, von dem aus sie dem Tode hätte ins Antlitz schauen können. Sie suchte Ablenkung und Flucht vor dem Unentrinnbaren. Und diese Ablenkung findet sie in vermehrter Arbeit. Eve schreibt selbst: »Dreißig Jahre vorher hatte sich Pierre Curie wie in Vorahnung eines Todes, dessen Instrument der Zufall sein sollte, mit tragischer Befessenheit in Arbeit vergraben. Nun ist es Marie, die sich der dunklen Drohung entgegenstellt. Um sich gegen den gefürchteten Angriff zu verteidigen, richtet sie fieberhaft einen Wall von Plänen und Aufgaben vor sich auf. Die sich von Tag zu Tag steigende Müdigkeit und die chronischen Leiden, die sie belästigen – geschwächte Sehkraft, rheumatische Schmerzen an der Schulter, quälendes Ohrensausen – behandelt sie mit Verachtung« (445/6).

Was bedeutet das alles? Es gibt wichtigere Dinge. Arbeit, Arbeit: Einrichtung einer großen Werkstätte. Deren Organisation. Herausgabe eines großen Werkes über Radioaktivität. Forschungen über neue Strahlengruppen. Die Untersuchung über die Feinstruktur der Alphastrahlen möchte sie eigentlich wohl selbst noch in Angriff nehmen. Schon früh morgens geht sie ins Laboratorium, und nach dem Abendessen nochmals. »Sie arbeitet mit sonderbarer Hast« (446). »Und plötzlich stürzt sie sich in eine ausgebreitete Tätigkeit anderer Art.« Sie hat Bauprojekte, läßt sich in große Ausgaben ein, plant Wohnungswechsel. »Sie fühlt sich matt und will sich selbst beweisen, daß ihr nichts fehlt« (447). Sie läuft Schlittschuh, reißt zum Skilaufen und macht eine größere Autofahrt in den Süden. Dann erkrankt sie, es geht dem Ende zu.

Und wie nun Madame Curie ihre Flucht in Arbeit nicht mehr selbst bewerkstelligen konnte, um sich vor dem Tode in eine Illusion zu begeben, da hilft der Sterbenden die ganze Umgebung, die große Lüge um den Tod aufrechtzuerhalten. Wir lesen die für unsern Zusammenhang entscheidenden Stellen: »Dann beginnt der Todeskampf. Neben ihrer Mutter hat Eve einen Kampf anderer Art auszufechten: obwohl Madame Curie bei vollem Bewußtsein ist, hat sie der Gedanke an den Tod noch nicht berührt. Es gilt diese Seelenruhe aufrechtzuerhalten. ... Auch die Familienmitglieder werden nicht an das Bett der Sterbenden gerufen, denn der Anblick der Ihren würde ihr die furchtbare Gewißheit zu Bewußtsein bringen« (453/54).

Selbst die Ärzte, die der sterbenden Madame Curie beistehen, dienen nicht nur mit ihrem medizinischen Wissen: »Auch Eve wird von ihnen betreut, sie

unterstützen ihre Lügen und kommen ihrer Bitte mit dem Versprechen zuvor, die letzten Stunden des Leidens mit allen verfügbaren Betäubungsmitteln zu lindern« (454).

So ist Madame Curie aus dieser, von ihr selbst bewußt gefuchten und von der ganzen Umgebung bewußt geförderten Lüge um ihren eigenen Tod nicht mehr herausgekommen. Es ist ein tragischer Zug in dem Leben dieser »idealen Positivistin«, die als exakte Naturwissenschaftlerin die erfolgreichsten Proben ihres scharfen, allen Realitäten zugewandten nüchternen Denkens und Konstatierens unter Beweis hat stellen können, daß ihr Positivismus als Lebensanschauung so gewollt und bewußt in dem Augenblick verlagte, wo es sich um die wichtigste und realste Feststellung ihres Lebens handelte, nämlich um ihren Tod. Fast wie eine belehrende Symbolik mutet einem der Bericht über die letzten hellbewußten Augenblicke der großen exakten Physikerin an, wie sie mit dem Meßgerät in der Hand ihren eigenen »positiven« Befund feststellt, um aber dann einen letzten, und zwar entscheidend falschen Schluß daraus zu ziehen:

»Am 3. Juli (1934), vormittags, kann Madame Curie ein letztes Mal von dem Thermometer, das sie mit zitternder Hand hält, ihre Temperatur ablesen und den plötzlichen Rückgang des Fiebers ablesen, das stets dem Ende vorangeht. Ein freudiges Lächeln erhellt ihr Gesicht. Und da man ihr versichert, daß dies das erste Anzeichen der Genesung bedeute, sagt sie mit einem sehnfüchtig-hoffnungsvollen Blick durch das offene Fenster, zur Sonne, zu den Bergen hin: „Nicht die Medikamente haben mir geholfen – sondern das Land, die Höhenluft...“

Sie fällt in Agonie und ist am andern Tage, am 4. Juli 1934, gestorben.

Man vergleiche aber diesen Tod mit dem ihrer eigenen, tief frommen Mutter, von der das Buch sagt, daß diese »mit derselben adeligen Gelassenheit dahingegangen sei, mit der sie das schwere Leben ertragen hat« (42). Hier Durchbruch bei allen Lebenswirklichkeiten zur letzten hintergründigen Ganzheit und Klarheit, von wo aus alles seinen Sinn erhält. Dort bei Madame Curie ein verlegenes Steckenbleiben im Vordergründigen, Flucht vor Wirklichkeiten, gewollte Illusionen, aufgedrängte Lügen, letzter tragischer Irrtum. Dieser Unterschied ist mit Händen greifbar.

Von hier aus könnte das ganze Leben unserer gelehrten Frau aufgerollt werden.

Und wenn es nicht so fein soll, dann erhebt sich wie von selbst hier die Frage, die Ida Friederike Coudenhove in ihrem Büchlein »Von der Last Gottes« so tief empfindet und beantwortet: »Warum treten wir an die ‚feinen Menschen‘ heran, die wir als wach und strebend kennen, die so viel schöner, echter, gesünder sind, wertvoller als so viele unserer ‚Frommen‘; die doch auch ein Gesetz in sich tragen und es unter Opfern halten, wenn auch ein anderes als wir?« Warum schwindet das Problem nicht, das uralte, womit schon der Verfasser der Schrift »De vocatione gentium« und Augustin sich gequält: »Quid de virtutibus Romanorum?« – »Was ist mit den Tugenden der Heiden?«

Die Lefung des Buches von Eve Curie über ihre Mutter Madame Curie läßt diese große ernste Frage von neuem fogar mit nachdrücklichster Eindringlichkeit erstehen. Und wir können sie nicht leichtthin beantworten, dazu steckt zu viel schwerste, ernste Problematis alles Lebens überhaupt darin. Wir empfinden diese Schwierigkeit noch um so mehr, als in Frankreich gefordert wurde, daß dieses Buch in den Schulen als Preis gegeben werden soll, und man zur Begründung schrieb: »Les savants, ce sont nos saints d'aujourd'hui. Il arrive, qu'ils le soient vraiment, par l'étendue de leur pouvoir, et, en même temps, par une grande beauté morale« (Le Temps vom 18. April 1938). Es soll die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage jetzt nicht versucht werden. Wir wissen, daß es eine Begriffsverwirrung des französischen Blattes ist, wenn es meint, daß die »Gelehrten« unsere heutigen »Heiligen« seien. Wir Christen sind uns weiterhin auch dessen bewußt, was das schon genannte Büchlein »Von der Laft Gottes« ebenfalls betont: »So ein ‚prachtvoller Heide‘ steht auf sehr heißem Boden. Ich vermag nicht zu urteilen, zu verurteilen, es kann sein, daß er ganz voll Gottes ist – aber diese Folgerung ist unerlaubt, daß er, weil er ein prachtvoller Mensch ist, zu Gott unbewußt richtig stehen muß.«

Das literarkritische Problem des Alten Testaments

Von Gustav E. Clofen S. J.

Es möchte von vornherein als ein Widersinn erscheinen, von »dem« literarkritischen Problem des Alten Testaments zu reden. Weiß nicht jede moderne Einleitung über eine große Zahl von literarkritischen Fragen und Aufgaben in den Büchern des Alten Bundes zu berichten? Von Jahwist und Priesterschrift, von Deutero- und Trito-Isaias ganz zu schweigen; mit welcher Selbstverständlichkeit sprechen die Arbeiten heutiger Alttestamentler über Proto-, Deutero- und Trito-Sacharja, über zahlreiche Quellschriften in fast jedem Buch vorchristlicher Hagiographen!

All diese Vielheit und Verschiedenheit der Probleme soll auf den folgenden Seiten gewiß nicht in Frage gestellt werden. Aber was hier interessiert, ist die Überlegung, ob nicht all dieser Mannigfaltigkeit literarkritischer Zweifel und Antworten letztlich doch nur wenige, einheitliche Grundgedanken innewohnen, die in all jenem literarkritischen Arbeitsgetriebe stets wiederkehren. Ist es nicht vielleicht doch »ein« Problem, das sich in vielen alttestamentlichen Schriften wiederholt, das sich zwar der Individualität von Hagiograph und Buch entsprechend abschattet und wandelt, ohne aber deswegen aufzuhören, das »eine« literarkritische Problem des Alten Testaments zu sein? Darum möge im Folgenden der Versuch gemacht werden, die einheitlichen Leit motive in der Literarkritik des Alten Testaments aufzuweisen, die in Frage und Antwort stets wiederkehren.

Es würde natürlich zu weit führen, zum Ausgangspunkt einer solchen »vereinheitlichung« die ganze Fülle historischer, prophetischer und didaktischer Bücher